

# Das neue Handbuch der Soziologie<sup>1</sup>

Von

Leopold v. Wiese-Köln

## I.

Es liegt nahe, die Anlage des neuen „Handbuches der Soziologie“ mit dem „Handwörterbuche der Soziologie“ zu vergleichen, das fünf- undzwanzig Jahre früher im gleichen Verlag erschienen ist. Dem Umfange nach werden sie ungefähr gleich sein; das alte Handwörterbuch hatte zwar nur 690 Seiten, während das neue Werk 1243 Seiten umfaßt. Aber jenes war zweiseitig und enger gedruckt als das Handbuch. Das ältere Werk hatte 37, das neue hat 16 Mitarbeiter. Der Gesamtstoff war damals in eine große Anzahl von Artikeln aufgelöst, jedoch nicht so sehr, daß die gewählte Bezeichnung „Handwörterbuch“ zutreffend gewesen wäre. Die Beiträge waren vom Herausgeber in den Kategorien: Gesellschaftssoziologie, allgemeine Kultursoziologie, Soziologie der einzelnen Kulturgüter und schließlich „Einzelkulturen und Epochen“ zusammengefaßt worden. Die Anordnung des neuen Handbuches ist komplizierter. Dem Ganzen liegt eine Zweiteilung zu Grunde: A. Grundlagen und Methoden der Gesellschaftswissenschaften und B. Daseinsformen und Gestaltungsweisen der Gesellschaft. Es trägt mehr als Vierkants Werk den Charakter einer Enzyklopädie. Die Nachbarwissenschaften finden bei Ziegenfuß viel mehr Raum, als es damals der Fall war. Ja, man kann geradezu sagen, daß die eigentliche Soziologie zu sehr von den Nachbar-disziplinen eingeengt wird. Während die Anthropologie bei Vierkant überhaupt kaum erwähnt wird, ist sie bei Ziegenfuß als Sozialanthropologie Gegenstand eines umfangreichen Kapitels. Dasselbe gilt von Statistik und Bevölkerungslehre. Diese wird auf fast hundert Seiten im neuen Werke ausführlich behandelt, während damals Julius

<sup>1</sup> Handbuch der Soziologie, bearbeitet von H. Eichler-Nürnberg, O.-H. von der Gablentz-Berlin, H. Hellpach-Heidelberg, F. A. Frhr. v. d. Heydte-Würzburg, F. Keiter-Hamburg, L. Kofler-Köln, Ch. Lorenz-Göttingen, H. Maus-Mainz, G. Mensching-Bonn, K. Muhs-Berlin, H. M. Peters-Tübingen, O. Stammer-Berlin, C. Weiss-Nürnberg, G. Weisser-Köln, W. Ziegenfuss-Berlin, Fr. Zwilgmeyer-Braunschweig, herausgegeben von Werner Ziegenfuss. Stuttgart 1956. Ferdinand Enke Verlag. XLIV a. 1243 S.

Wolf den Artikel „Bevölkerungsfrage“ auf dreizehn Seiten zusammenfassen mußte. Eine stärkere Berücksichtigung hat auch die Sozialpsychologie erfahren.

Diese stoffliche Bereicherung ist für den Soziologen, der den Zusammenhang mit den übrigen Wissenschaften vom Menschen nicht entbehren kann, von Wert. Das soll hier nicht bestritten werden. Die Bezeichnung „Handbuch der Sozialwissenschaften“, die sachlich angemessener gewesen wäre, verbot sich, um eine Verwechslung mit dem jetzt entstehenden großen Handwörterbuche (der Sozialwissenschaften) zu vermeiden. Auch ist ja jedes Sammelwerk immer davon abhängig, welche Mitarbeiter sich finden. Die Einteilung, die Namengebung und die Behandlungsweise der verschiedenen Materien sind nicht bloß und praktisch nicht einmal vorwiegend eine Frage der Sachzusammenhänge, sondern eine Personenfrage. Da es gelungen ist, ausgezeichnete Mitarbeiter zu gewinnen, präsentiert sich das Werk recht vorteilhaft als vielseitige und anregende Grundlage für die Vermehrung unserer Kenntnisse. Ein Lehrbuch der Soziologie kann es nicht sein; dazu mangelt ihm unvermeidlicherweise die Einheitlichkeit der Systematik. Aber es ist nicht bloß ein Nachschlagewerk. Das ist es auch, daß das Sachregister vortrefflich ist. Es ist ein Lesebuch großen Stils für Anfänger und noch mehr für Fortgeschrittene.

Für diese reiche Gabe muß man dem Herausgeber, den Mitarbeitern und dem mutigen Verlage Dank wissen. Ziegenfuß' wissenschaftliche Verdienste, die sich hier wieder bekunden, sollten, meine ich, überall anerkannt werden. Sein unermüdlicher Fleiß und die geistige Hingabe an sein Werk können nicht genug gepriesen werden. Wie schwer waren die ihm aus törichten politischen Gründen seiner Zeit bereiteten Hindernisse bei der Herausgabe des „Philosophen-Lexikons“, das er mit Gertrud Jung geschaffen hatte und das erst 1949 erscheinen konnte. Gestreift werden kann hier nur sein Wirken für das Genossenschaftswesen und andere Gebiete der Sozialpolitik. Nur die „Schriften zur lebendigen Soziologie“ über Lenin, Augustin, Gerhart Hauptmann und Rousseau müssen ebenso hervorgehoben werden wie der Band über die „bürgerliche Welt“. 1954 endlich erschien seine „Gesellschaftsphilosophie“. Und nun das stolze stattliche Handbuch!

Es ist wohl angebracht, daß ich mich zuerst seinem eigenen großen Beiträge zuwende, zuvor aber auch auf seine Darlegungen in der Einleitung des Werks eingehe. Auch scheint es mir zur Klärung der mannigfach aufzuwerfenden Fragen beizutragen, wenn ich auf meine eigenen Deutungsversuche der Problematik Bezug nehme. Ich habe mich, ehe ich hier zu schreiben begann, gefragt, ob ich überhaupt geeignet sei, unseres Autors Denkweise zu kritisieren. Mir fehlt es nicht am Respekt vor ihr; aber sie ist mir fremd. Ich meine damit nicht nur die Ausdehnung der Soziologie zu einer Enzyklopädie der

Sozialwissenschaften, sondern auch ihren Ideengehalt. Bei allem Bemühen, in ihn einzudringen, mußte ich mich prüfen: warum verstehst du manches nicht? Bist du so eingesponnen in die eigene Schauweise, daß du die immer wieder von Ziegenfuß betonte Transzendenz-Lehre nicht richtig aufzunehmen vermagst? Kann ich anerkennen, daß „eine Auffassungsweise des Gesellschaftlichen als Prozeß dieses lediglich von außen als einen der Gestaltung durch die Menschen entzogenen Zeitverlauf der gesellschaftlichen Realität ansieht?“ (S. XX).

Um hier schon etwas dazu zu sagen: Es muß mir wichtig sein, daß der Begriff „soziale Prozesse“ (in der Mehrzahl) die Basis meiner eigenen Versuche ist. Bei einer mündlichen Aussprache mit Z. wurde bereits deutlich, daß es sich hier nur um einen verschiedenen Wortgebrauch handelt. Für Z. ist „Prozeß“ ein naturwissenschaftlicher Begriff, der etwas „von außen“ Wirkendes anzeige. Aber ich habe das Wort nie in dieser engen Bedeutung gebraucht. Es ist für mich ein synonyme Ausdruck für Vorgang oder Geschehnis. Ob sich ein Prozeß in der materiellen Welt oder im Innern der Seele vollzieht, bleibt zunächst offen. Die Wortwahl soll durchaus keine Verengung auf das Wahrnehmbare enthalten. Sie soll nur den Gegensatz zum Dinge, zur Substanz, zum Ruhenden ausdrücken. Das Wort „Prozeß“ ist gewählt, um die *verbale* Beschaffenheit dessen, was man Gesellschaft nennt, hervorzuheben. Diese Geschehnisse von vornherein als *sinn*gebunden und Werte enthaltend zu bezeichnen, scheint mir die Gefahr herbeizuführen, daß ihre Erklärung ins Willkürlich-Subjektive, in den Bereich der Vorurteile aufgenommen wird. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nicht am *Schlusse* aller Beobachtungen die Frage nach Wert und Sinn steht. Alle letzte Schlußfolgerung mündet in Philosophie. Auch verkennt diese Art von „Wertfreiheit“ nicht die Tatsache, daß Menschen beständig ihre Handlungen und Gedanken mit Bewertungen eng verknüpfen. Diese ihre immerwährende Neigung darf die Soziologie nicht unberücksichtigt lassen. In diesem wichtigen Punkte stimme ich durchaus mit Z. überein. Wenn er unter dem „Transzendenz-Element der gesellschaftlichen Realität“ nur diese Verhaltensweise der vom Soziologen zu beschreibenden Menschen meint und bloß von einer mechanisierenden, nur den äußeren Verlauf betrachtenden Schauweise abrücken will, dann sind wir Weggenossen. Zunächst aber hat, scheint mir, der Soziologe die Sphäre des Handelns zu betrachten und die wahrnehmbaren Merkmale festzustellen. Um das Wahrgenommene zu erklären, bedarf es auch der Versenkung ins Seelische. Aber das bedeutet nicht, Gültiges über Metaphysik auszusprechen.

Mir erscheint das Gesellschaftliche als eine Kette von beobachtbaren Faktoren. Damit wird die Soziologie auch lehrbar; anderenfalls muß man sie als Glaubenslehre predigen.



Meine Zurückhaltung gegenüber dem Wertcharakter der gesellschaftlichen Lebensvorgänge, die Z. ja auch als „undefinierbar und rational nicht ableitbar“ (S. XIX) bezeichnet, erklärt sich nicht aus einem die Werte gesinnungsmäßig ablehnenden Materialismus, sondern eben aus ihrer rationalen Unfaßbarkeit, besonders aus der Erfahrung, daß sich in Politik, Wirtschaft und Geselligkeit diese Unfaßbarkeit diejenigen Menschen selbstsüchtig zunutze machen, die praktische Machtziele oder Überlistungen anstreben. Dem Übel, das Unbeweisbare mit Hilfe der Wissenschaft zu mißbrauchen, kann man nur dadurch entgegentreten, daß man die größte Vorsicht im Gebrauche von Vorstellungen des Wertes, der Wesensschau, des Sinnes walten läßt. Zu solcher Vorsicht mahnt im Grunde auch Z. Sagt er doch selbst (S. XX): „(Andererseits) übersteigt es die Fähigkeiten menschlicher Wirklichkeitsgestaltung und menschlichen Verstehens, gleichmäßig allen Wertbezügen und Wertungsmöglichkeiten gerecht zu werden.“ Trotz dieser Anerkennung der Unsicherheit will er nicht auf Erfassung der „Transzendenz des Wertvollen“ verzichten. Er verfällt dabei einer Deutung des Sozialen, die nur das vernünftig Geregelte als sozial gelten läßt; eine von innen her uniformierte Gesellschaft etwa sei in keinem Falle mehr im wertmäßigen Sinne „sozial“ (S. XXII). Damit bekommt aber der Begriff „sozial“ einen ethischen Charakter, der als solcher jenseits der Soziologie höchst aner kennenswert ist; aber das *U n e t h i s c h e* gehört auch zum Sozialen, d. h. zum Zusammenleben der Menschen; in ihm hat es ebenso Raum wie das Positiv-Sittliche. Z. setzt „sozial“ gleich geordnet. Soll das schlecht Geordnete nicht vom Soziologen studiert werden?

Sehr zu recht fürchtet der Autor, daß seine Soziologie unabgrenzbar ist, also nicht systematisch behandelt werden kann. Er will das Unaussprechbare einfangen. Das Ergebnis ist, daß seine Schauweise beunruhigend schwer verständlich und schwer diskutierbar wird. Manches kann man *n a c h f ü h l e n* und gesinnungsmäßig anerkennen. Zu wähen, daß das, was Z. über Existenzordnung, Generationsordnung, Gestaltordnung, Funktions- und Herrschaftsordnung sagt, belanglos sei, würde eine hochmütige und engherzige Verkleinerung dieses sozial-philosophischen Bemühens sein. Es gibt viele Wege der Erkenntnissuche. Ich möchte nur aussprechen, daß ich diesen Weg nicht gehen darf, weil er in die Philosophie, nicht in die Soziologie führt.

Am Schlusse der lesenswerten Einleitung steht eine Wesensbestimmung der Gesellschaft, die ich nicht abzulehnen brauche: Sie „ist das in sich verflochtene und wechselseitig durchdringende und bestimmende Ganze von ihnen allen“ (S. XLIV). Mit diesen „allen“ sind freilich nicht schlechtweg „Beziehungen“, sondern „Ordnungen“ gemeint.

## II.

Diese vom Herausgeber verfaßte Einleitung findet ihre wertvolle Fortsetzung in dem von ihm verfaßten Kapitel II: „Wesen und Formen der Soziologie.“ Hier kam es Z. vor allem darauf an, Stellung zu den von ihm unterschiedenen Hauptrichtungen der Soziologie zu nehmen und seine eigene Position in der Gegenüberstellung zu ihnen zu bekunden. Er behandelt darin zunächst die Lehre von den Formen des Zusammenlebens (Simmel, Vierkandt, v. Wiese), danach die Auffassung der Gesellschaft als Organismus unter Einschluß der christlichen Gesellschaftsidee des Thomas von Aquino, weiterhin Hegel, Spann und Schäffle. Der dritte Abschnitt ist Toennies' Theorie: Gemeinschaft und Gesellschaft gewidmet. Von ihr wird viertens abgeleitet ein „Person und Gemeinschaft“ überschriebener sehr ausführlicher, selbständiger Paragraph über Dietrich von Hildebrand, der wohl hier zum ersten Male in einer Geschichte der Soziologie erscheint. Dieser mehr historische, auf die wissenschaftlichen Richtungen eingehende Teil wird auf mehr als dreißig Seiten unterbrochen durch eine allgemeine Stellungnahme des Verfassers. Jedoch nimmt er in einem siebenten Paragraphen die vorausgehende Linie wieder auf und behandelt in ihm die „Soziologie als rationales Verstehen menschlichen Handelns“. Jetzt kommen Dilthey, Spranger, Max Weber zu Worte. Daran schließt sich die Betrachtung der Soziologie als „Verstehen von Gestalten“ an; Sombart, Troeltsch, v. Gottl-Ottilienfeld, Freyer und Mackenroth werden behandelt. Das inhaltsreiche Kapitel wird von einer Darlegung über „Soziologie und Sozialwissenschaften“ beschlossen.

Wieviel wäre zu dem allen zu sagen! Einiges — wie in kurzen Randbemerkungen — sei ausgesprochen: Bei Simmel glaubt Z. einen scharfen Widerspruch zwischen zwei Auffassungen von gesellschaftlichen Formen feststellen zu können. Auf der einen Seite würden sie von ihm auf Vorstellungen im *Bewußtsein* der Einzelmenschen reduziert, auf der andern als ihr *realer* Zusammenhang erfaßt. Es handelt sich aber nur um zwei verschiedene Betrachtungsweisen derselben Fakten. Man muß jede Tatsache sowohl auf ihren Ablauf in der Realität hin betrachten, wie man sich auch ihre Spiegelung im menschlichen Geiste zu vergegenwärtigen hat. Ferner rügt Z., daß Simmel die Wechselwirkungen als Grundformen des Zusammenlebens der Menschen auffasse. Hier ist nur der von Kant übernommene falsche Ausdruck *Wechselwirkung* (statt *Wechselgeschehen*) zu tadeln. Die Interdependenz des Verkehrs der Menschen untereinander ist, meine ich mit Simmel, die Grunderscheinung des Sozialen. Wertvoll ist, daß Z. die Anlehnung Simmels an Kants Theorie von der ungeselligen Geselligkeit hervorhebt. Mir ist dabei klar ge-



worden, daß ich (und mit mir auch die meisten anderen Soziologen, z. B. Maus) die Bedeutung Kants als Vorläufer unserer Wissenschaft mehr hervorheben müßte.

Der zweite Paragraph von Z.' Aufsatz, „Die Gesellschaft als Organismus“ überschrieben, ist geeignet, schlimme Verwirrung anzurichten. Beim Lesen der Überschrift muß man annehmen, daß in ihm die Richtung der Soziologie des neunzehnten Jahrhunderts behandelt wird, die man die organizistische genannt hat. Sie wird in Deutschland hauptsächlich repräsentiert durch Schäffle (in seinen jüngeren Jahren), noch mehr von Lilienfeld [der — nebenbei Maus gegenüber bemerkt — nicht Russe, sondern Balte war (zu S. 24)], den meisten Rassetheoretikern und später von Uexküll und von Ratzenhofer, teilweise (mit erheblichen Einschränkungen) von Hellpach<sup>2</sup>. Aber von den fünf hier Genannten wird nur Schäffle kurz in einer wenig kennzeichnenden Charakterisierung genannt; dafür aber werden irreführend breit der Jesuitenpater Frodl und kürzer Spann behandelt. Die ganze angeblich organizistische Lehre wird auf Thomas von Aquino zurückgeführt. Dazu kann man doch nur sagen: Das heißt die Dinge ins Gegenteil verkehren! Die Organizisten sind Biologen, keine Theologen oder Metaphysiker. Sie spitzen die Analogie zwischen Leib und Gesellschaft von einem gelegentlich verwendeten Bilde zu einer Einordnung der Gesellschaft in dem Bereiche der Organismen zu. Im neunzehnten Jahrhundert sind sie Darwinisten oder Rassetheoretiker. Ihre Begriffswelt ist durchaus — um es noch einmal zu sagen — biologisch. Frodls Denkweise ist dem kraß entgegengesetzt. Die einzige Übereinstimmung ist der Antiindividualismus, die Auffassung des Menschen als bloßen Gliedes einer universalen Gemeinschaft. Aber auch diese Übereinstimmung ist nur beschränkt gültig; denn es gibt auch Organizisten (besonders Hellpach), denen die Auffassung der Person als bloßen Gesellschaftsgliedes fernliegt, und es gibt Sozialtheologen (auch unter Katholiken), denen die Entpersönlichung des Menschen zugunsten der Gesellschaft geradezu als unchristlich erscheint. Und Thomas? Gewiß war ihm die Vorstellung von Einzelmenschen als Gliedern der Gesellschaft nicht fremd; aber die von Z. herangezogenen Zitate würde ich anders interpretieren als er. Spann und Toennies können in diesem Zusammenhange überhaupt nicht genannt werden, wenn man nicht Organizismus in dem ganz ungewöhnlichen Sinne interpretiert, in dem es Z. tut. Toennies war ein Gegner der Sozialbiologen, besonders Otto Ammons<sup>3</sup>. Immerhin bringt die nachfolgende Darstellung von Toennies' „Gemeinschaft und Gesellschaft“ seine Abneigung gegen eine naturalistische Deutung zum

<sup>2</sup> Vgl. dazu meine Besprechung seines „Sozialorganismus“ in der Köln. Zeitschr. f. Soziologie, 6. Jahrg., S. 110 ff.

<sup>3</sup> Vgl. dazu auch M a u s' Zitat auf S. 24 dieses Handbuchs.

Ausdrucke. Die Gegenüberstellung von Simmel und Toennies ist, scheint mir, unklar, dagegen die Verdeutlichung der Toennies' eigenen Dichotomie von Wesen- und Kürwille durchaus zutreffend. Besonders wichtig erscheint mir der letzte Abschnitt (S. 155/156), der die Kritik enthält, die treffender ist als manche in letzter Zeit von anderen vorgebrachte Beurteilung: die Spaltung in zwei Willensformen zerreiße die Einheit des Menschen; es fehle ihm damit die Wesensmitte, „in der beide Seiten bei ihrer Gegensätzlichkeit doch als in einem gemeinsamen Lebensgrund zusammenhängend verstanden werden können“.

Die Mängel, die Z. an Toennies' Konstruktion des Wesenwillens glaubt feststellen zu müssen, scheinen ihm überwunden zu sein in Dietrich von Hildebrands „Metaphysik der Gemeinschaft“. Ich muß mit Beschämung gestehen, daß ich das Werk nicht kenne; aber es ist doch wohl fraglich, ob man es noch zur Literatur der Soziologie rechnen soll; es scheint mir nach Z.' Interpretation zur phänomenologischen Philosophie zu gehören. Offenbar steht Hildebrands Urteilsweise der Optik Z.' besonders nahe. Er findet an H. nichts zu bemängeln. Doch scheint mir auch der Konvertit Hildebrand mehr die Sozialphilosophie des Katholizismus wiederzugeben, als es bei Frodl der Fall ist, schon weil er, wie Z. zeigt, der Bedeutung der Person gerechter wird. Im speziellen sind mir die Seiten, die sich mit Hildebrand befassen, bemerkenswert, weil der Verfasser die Gelegenheit benutzt, noch einmal seiner Abneigung gegen meine Theorie der sozialen Prozesse Ausdruck zu geben (S. 165/166). Auf Hildebrands Gemeinschaftsidee gestützt, wird hier erneut ausgesprochen, daß kein „innerer einsehbarer Zusammenhang von Beziehungen und Prozessen“ bestehe; die zweitgenannten hätten keinen verstehbaren soziologischen Sinn. „Selbst die loseste und ‚formalste‘ Vereinigung ist niemals ganz unberührt in ihrer Form von dem Inhalt. Ein Verein der Hundeliebhaber hat andere ‚Werte‘ vor Augen als ein Verband der Kakteenzüchter, und dies prägt mit seine Erscheinungsform, wenn auch die Satzungen dies nicht zum Ausdruck bringen mögen.“ Soziologisch scheint mir aber der Unterschied zwischen den beiden Vereinen (um bei seinem Beispiele zu bleiben) nur dann beachtenswert, wenn die Objekte, mit denen sie sich befassen (Hunde und Kakteen), eine verschiedene Art von Gesellung der Menschen zur Folge haben. Verwirft man diese Begrenzung, so dehnt sich die Soziologie zu einem uferlosen Sammelsurium von Wissenswertem und -unwertem aus. Dem würde Z. wohl entgegenhalten, daß es sich stets nur um das Sinnvolle, Wesentliche handle. Was aber kann bei Gruppen wesentlicher sein als Einwirkungen von Menschen auf Menschen? Es gibt Wissenschaften, denen Hunde und Kakteen wesentlich sind; sie sollen nicht unterschätzt werden; aber Soziologie ist nicht Zoologie oder Botanik.



Weshalb Z. im Kapitel V und VI seine historischen Betrachtungen durch einige grundsätzliche Ausführungen unterbricht, ehe er sich Thurnwald und noch einmal Spann zuwendet, ist mir nicht klar geworden. Zunächst sucht er hier die Tatsache der „Mannigfaltigkeit des unvereinbar Verschiedenen“ (S. 171) mit der Idee, daß Soziologie „immer ein Ganzes der Gesellschaft meint“, in Übereinstimmung zu bringen.

Der sechste Paragraph, der „Soziologisches Denken und Soziologie als Wissenschaft“ überschrieben ist, hat mir den Verfasser, der mir in dem vorausgehenden Abschnitte in den Wolken zu entschweben schien, wieder erheblich näher gebracht — dank der darin hervorgekehrten Idee der Polarität und der gedankenreichen Gegenüberstellung der Innen- und Außen-Betrachtung. So der Satz: „Die Daseinsebene der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist schließlich, alles in allem, dieses Ineinander von Innenbestimmtheit und Außenerscheinung, von Innenaspekt und Wirkung nach außen hin“ (S. 191). Mir will scheinen, als ob sich hier der Verfasser unserer beziehungsweise wissenschaftlichen Betrachtungsweise nähert — so, wenn er sagt: „Sodann aber hat der wissenschaftliche Soziologe sich aus seinem persönlichen Denken heraus, dieses ständig erweiternd, dahingehend zu kultivieren, daß er fähig wird, das Zusammenleben aus der ganzen Vielfalt der immer nur in Personen real existierenden Zusammenhänge heraus zu erfassen“ (S. 201); oder wenn er eine Seite danach von dem eigenen Fragenbereiche spricht, der sich von der mannigfachen polaren Gebundenheit und Verflochtenheit abhebt.

Im siebenten Abschnitte wird die ideengeschichtliche Betrachtung wieder aufgenommen und (nach Eduard Spranger) hauptsächlich Max Weber behandelt. Die Auseinandersetzung mit ihm hat den Vorzug, daß sie sich nicht an das häufige Klischee der Weber-Beurteilung hält, sondern selbständige Züge aufweist. Es werden — darin zunächst der üblichen Betrachtung folgend — die Ideen des Idealtypus und der Chance erläutert, aber die Eigenart von Webers Denken in der Hervorkehrung der zweckorientierten Rationalität gesehen. Es heißt: „Max Weber läßt wissenschaftlich soziologisch nur das gelten, was er von seiner Leitvorstellung des Rationalen her definiert hat“ (S. 206). Das erscheint mir anfechtbar.

Die nun folgende Wiedergabe von Freyers und Mackenroths Theorien bedürfte einer intensiveren Versenkung in ihre Werke, als sie hier gegeben werden kann. Ihre in der Hauptsache positive Kritik kreist vor allem um den Begriff des Verstehens und der Geschichtlichkeit.

Der große Beitrag des Herausgebers zum Handbuche wird beschlossen durch ein Kapitel über „Soziologie und Sozialwissenschaften“, in dem manches den Freund beziehungsweise wissenschaftlicher Soziologie



sehr ansprechen muß. Ich war freudig überrascht, lesen zu dürfen, was auf S. 240 ausgesprochen wird: „Das gesellschaftliche Sein kann von der Soziologie als besondere Forschung abstrahierend oder ideierend als ein Sein von eigenem Wesen und eigenen Formen gedacht und erkannt werden. Vorgänge und Einzelformen der Gesellung können unter Absehen davon, daß sie in der Wirklichkeit nur in innerer Verbundenheit mit den konkreten Lebensgehalten existenzfähig sind und auch durch diese praktisch ständig mitbestimmt werden, für sich erforscht und erkannt werden . . . Soziologie ist keineswegs Gesellschaftsphilosophie und kann von einer solchen nicht abgeleitet werden.“ Mehr kann unsereiner nicht erwarten. Aber wie verträgt sich das mit manchem, was vorher ausgeführt worden ist?

Z.' wissenschaftliche Position hat den Vorteil für ihn, daß er es ablehnt, ein eigenes System zu geben, die heutige Soziologie für unfertig hält, ihre Vollendung der Zukunft überläßt und sich selbst in der Hauptsache als Kritiker des bisher Geleisteten betätigt. Diese Kritik ist tieferschürfend und gedankenreich; aber sie wechselt die leitenden Gesichtspunkte der Einordnungen und Bewertungen.

### III.

Während sich Z. in seinem Kapitel nur mit der deutschen Literatur befaßt, nimmt H e i n z M a u s in dem vorausgehenden ersten Beitrag, in der „Geschichte der Soziologie“ vorwiegend auf das ausländische Schrifttum Bezug.

Da ich selbst an drei Stellen versucht habe, eine Übersicht über diesen Bezirk der Geistesgeschichte zu geben, sah ich mit Spannung der Behandlungsweise dieses schwierigen Gegenstandes durch Maus entgegen. Ein gewisser Unterschied ist erkennbar: Bei meinem Göschen-Bändchen war ich bestrebt, den Bedürfnissen junger Studenten, die sich in die Soziologie einführen lassen wollten, zu entsprechen und suchte nicht zu viele Namen zu geben, nach Möglichkeit die Autoren in relativ einheitlichen Gruppen zusammenzufassen, aber mich über die einflußreichsten Repräsentanten der Fachrichtungen etwas ausführlicher zu verbreiten.

Maus wird dem Charakter eines Nachschlagewerkes gerechter. Die Zahl der Personen und Länder, die beachtet werden, ist erheblich größer. Zumeist gelingt es ihm, die einzelnen aus der großen Schar der Autoren kurz zu charakterisieren. Manches ist neu bei ihm, so das aufschlußreiche Zitat von Robert von Mohl (S. 19) oder seine Kritik an Spencer (S. 12). Es werden Gelehrte genannt, die ich im Bestreben, Soziologie eng zu fassen, nicht erwähnt habe, z. B. J. St. Mill. (Das war eine tadelnswerte Unterlassung von mir, die ich durch einen Artikel im „Handwörterbuche“ auszugleichen versucht

habe.) Riehl, Bagehot, Lotze (der wohl kaum hineingehört), Carey und Morgan fehlen bei mir. Dem Begriffe Romantik würde ich nicht eine so weite Ausdehnung geben, wie dies Maus getan hat. Im ganzen kann man sagen, daß der lernbegierige Leser sehr viel bei ihm findet. Ob er nicht sogar zu viel findet und dadurch verwirrt werden kann, will ich nicht entscheiden. Liest man die 120 Seiten hintereinander, so fühlt man sich doch von der Überfülle, die über einen ausgegossen wird, erdrückt. Aber, wie gesagt, wer nur nachschlagen will, kommt auf seine Rechnung. Einiges möchte ich anders sehen: Der Begriff Positivismus, der freilich unsicher genug ist, wird nicht konsequent ausgelegt. Fragwürdig ist etwa der Satz: „Bei Dilthey und Breysig trägt der betonte Antipositivismus durchaus positivistische Züge.“ Völlig unterschätzt wird Schäffle. Es geht nicht an, ihn nur als „ebenso typisches wie abschreckendes Beispiel der deutschen Soziologie“ (S. 24) zu bezeichnen. Hinsichtlich Gumpłowicz wird Oppenheimers Irrtum, daß jener außer auf Ward auf Giddings, Small und Ross eingewirkt habe, weitergetragen. Das gilt nur für Ratzenhofer, den Maus zu gering achtet; so „simpel“ war er nicht. Mit Recht wird Durkheim sehr ausführlich behandelt (S. 44 ff.). Mir will aber scheinen, als wenn der deutliche Soziologismus des Franzosen von M. unterschätzt wird; D. übertreibt die Machtlosigkeit des Einzelmenschen gegenüber den sozialen Gebilden.

Überblickt man die Gesamtarbeit von Maus, so wird man die Fleißleistung, die einen geschulten Bibliothekar auszeichnen würde, sehr anerkennen müssen. Aber auch die Beurteilung der Autoren scheint mir zumeist recht treffend zu sein<sup>4</sup>.

---

<sup>4</sup> An einigen Stellen möchte ich für eine neue Auflage Berichtigungen zweiter Ordnung vorschlagen:

Zu S. 31: Der in der 18. Zeile genannte Italiener heißt Cosentini (nicht Consentini).

Zu S. 52: Gaston Richard war nicht nach Worms' Tode Generalsekretär des Institut International de Sociologie; das war Duprat. Richard war 1933 Jahrespräsident.

Zu S. 56: Adolph (nicht Adolf) Wagner ist nie Professor in Leipzig gewesen; Verwechslung mit Bücher.

Zu S. 58: E. A. Ross wurde 1866 (nicht 1886) geboren.

Zu S. 65: Johann Plenge ist 1953 nicht gestorben, sondern, wessen wir uns freuen dürfen, noch am Leben.

Zu S. 67: M. erwähnt es als möglich, daß Florian Znaniecki und ich zur gleichen Zeit in Posen tätig gewesen seien. Das ist nicht der Fall. Ich war dort bereits 1906 bis 1908, als die Akademie noch eine ausgesprochen preußische Anstalt war, an der Z. als Pole nicht hätte unterrichten können; er war auch noch zu jung dazu. Er ist 1882 geboren und wurde 1920 nach dem ersten Kriege Professor in dem polnisch gewordenen Posen.

Zu S. 84: Moreno war nicht rumänischer Psychiater; ehe er nach Amerika ging, lebte er in Wien.

## IV.

Es ist nicht möglich, in diesem Zusammenhange ausführlich über die zahlreichen Beiträge, die von Seite 247 an folgen, zu berichten. Wie gesagt, ist die Sparte Soziologie hier sehr weit gefaßt. Das gewährt dem Leser eine große Fülle der Orientierung, hat aber methodologisch seine Nachteile. Jedenfalls war es ein großes Glück, daß ein so vielseitig bewandeter Autor wie Friedrich Keiter die Bearbeitung nicht nur des Abschnitts Sozialanthropologie, sondern auch das Kapitel über die Naturvölker und über die Grundformen gesellschaftlich-kultureller Lebensvorgänge übernommen hatte.

Was zunächst sein Kapitel „Sozialanthropologie“ betrifft, so wird in ihm eine große Problemfülle ausgebreitet, die nur in knappen Hinweisen oder sogar nur in Andeutungen behandelt werden konnte. Der Gesamtumfang der angerührten Fragen ist groß, die Behandlung jeder einzelnen recht knapp, bisweilen für ein volles Verständnis zu knapp. Die Behandlungsweise ist die eines Mediziners: nüchtern mit vielen Fachausdrücken, immer sachlich, ohne Schilderung, in sprachästhetischer Hinsicht anspruchslos. Die Abbildungen werden zu wenig erläutert (so sind mir die Prozentzahlen des Diagramms auf Seite 265 unverständlich geblieben). Sehr instruktiv — geradezu eine Fundgrube für den Sozialanthropologen — sind (auf S. 251) die achtzehn Punkte, „um die es in jedem Menschenleben irgendwie geht“. Unverständlich ist mir die Gegenüberstellung von *vis a fronte* und *vis a tergo* geblieben; hier verhüllt das Bild die Erklärung. Sehr vorsichtig ist Keiters Behandlung der Problematik der Begabung, der Kriminalität, der Rassenfrage, des Verhältnisses von Genie und Irrsinn. Allerdings hätte deutlicher gesagt werden müssen, was K. unter Genialität versteht. Vielleicht noch zurückhaltender ist der Verfasser bei der Beurteilung des Einflusses von Erbanlagen. Er sagt: „Der Mensch ist eben in vieler Hinsicht erblich überhaupt nicht festgelegt, weder durch Vererbung erworbener Eigenschaften noch durch starre Erbdetermination“ (S. 278). Hierin möchte ich ihm nicht folgen. Seine Interpretation der Vererbung erworbener Eigenschaften als „der Vorstellung, daß lange genug währende Kultureinwirkung die Erbeschaffenheit der Rassen im Sinne besserer Eignung für diese Kultur ändere“, ist zu eng. Wenn es sich um Erbeschaffenheit der Rassen handelt, mag das gelten; die dafür in Betracht kommenden Zeiträume sind zu groß. Aber wie steht es mit Familien? Auch ist bei der Vererbung erworbener Eigenschaften nicht bloß an „bessere Eignung“ gedacht. Man muß, scheint mir, diese Frage ganz von der Rassen-Ideologie trennen<sup>5</sup>.

<sup>5</sup> Im Literaturverzeichnis hätte (besonders zur Zwillingforschung und zum Begabten-Problem) Otmar von Verschuer genannt werden sollen.



Sehr müssen wir es beklagen, daß wir Willy Hellpach nicht mehr für seinen Beitrag über Sozialpsychologie danken können. Seine durchsichtige und lebendige Darstellung dieses so oft überflüssig vernebelten Gegenstandes muß besonders Anfängern zur Einführung sehr willkommen sein. Höchst bemerkenswert ist seine deutliche, Wilhelm Wundt korrigierende Unterscheidung von Sozial- und Völkerpsychologie, die Zerlegung von drei Grundformen der Gemeinschaftsverbundenheit in reale, virtuelle und imaginäre Formen, die eindrucksvolle Verdeutlichung, wie die virtuellen und imaginären auf die wirklichen zwischenmenschlichen Beziehungen wirken. Zu seiner Auffassung des Sozialorganismus habe ich mich bereits ausführlich geäußert<sup>6</sup>. Mit Recht läßt H. die Bezeichnung eines sozialen Gebildes als Organismus nicht gelten; aber er macht eine Ausnahme, die Familie. Die Begründung für diese Einordnung ist rein biologisch, nicht soziologisch. Ich habe sie nicht anerkennen können.

Einen starken Eindruck hat mir gemacht, wie bewußt H. den Ausdruck Masse vermeidet, von dem ich mich selbst nicht habe freimachen können. Bis zu einem gewissen Grade kann man ihn in der Tat durch Hellpachs Wort „Sozialaggregate“ ersetzen; aber das sind die anderen sozialen Gebilde auch. Wie eng Soziologie und Sozialpsychologie zusammenhängen, wird beim Lesen dieses Kapitels recht deutlich. Fast alles, was hier über „Enge — Nähe — Weite — Ferne“, über Sozialintegration, Instituierung, über Privatmoral und Staatsraison und manches andere gesagt wird, gehört mindestens ebenso zur Soziologie; nur die letzten Paragraphen über Mitteilungsformen, Menschenformung und instinktives Sozialpsychom fallen wohl völlig in den Bereich der Sozialpsychologie.

Die beiden nächsten verwandten Kapitel: Sozialstatistik und Bevölkerungswissenschaft waren Charlotte Lorenz anvertraut. Ich bin überrascht, wie weit die Verfasserin den Rahmen der Statistik zieht. Wenn man, wie sie es offenbar tut, die gesamte Sozialkunde hinzunimmt und Statistik als „Beschreibung (!) und Ergründung (!) der sozialen Lebensordnungen, Gestaltwandlungen und Vorgänge des menschlichen Gesellschaftslebens unter Anwendung von Verfahrensmitteln der statistischen Massenbeobachtung, mit dem Ziel, Regelmäßigkeiten und Gesetzmäßigkeiten in Struktur und Entwicklung des Zusammenlebens abzuleiten“, definiert, handelt es sich um einen hochragenden Aufbau auf der alten Staatenkunde Achenwalls. Frau Lorenz warnt vor einer Überschätzung der Zahl. Ich möchte glauben, wenn man nicht in der Zahl das verbindende Merkmal der Statistik sieht, ist kein Unterschied zwischen ihr und der beschreibenden Soziologie mehr festzustellen. In der Tat ist ja das, was man heute Social Research

<sup>6</sup> Vgl. Kölner Zeitschrift f. Soziologie, 6. Jhrg., S. 111 ff.

nennt, zu einem großen Teile insoweit nichts anderes als Statistik, als das bloße Quantifizieren in ihm überwiegt. Die Grenze ist in der Tat schwer zu ziehen. Dringt die moderne empirische Soziologie gern tief in die Statistik ein, so erfahren wir bei Charlotte Lorenz, daß die Statistik ihrerseits jenes Terrain okkupiert. Das ist kein Unglück; man muß es sich nur verdeutlichen. Allzu ängstliche Grenzziehung kann leicht zu hindernder Pedanterie werden. Wenn aber hier als Verfahren der Statistik Anwendung von statistischer Massenbeobachtung angesehen wird, so möchte ich doch meinen, daß damit die Verwendung der Zahl als das eigentlich Statistische bezeichnet wird. Das, was die Verfasserin unter „Systematik der sozialstatistischen Arbeitsbereiche“ mitteilt, reicht tief in die empirische Soziologie und Sozialpsychologie hinein; ich vermute, daß die meisten Statistiker eine solche Ausdehnung ihres Arbeitsbereiches ablehnen werden.

Besondere Anerkennung scheint mir das große Kapitel von Frau Lorenz über Bevölkerungslehre zu verdienen. Es erstreckt sich über 87 Seiten und ist im Grunde ein selbständiges Lehrbuch der Bevölkerungslehre. Sie teilt dieses Spezialgebiet in drei Teile: Bevölkerungsgeschichte, Bevölkerungsstatistik und Bevölkerungspolitik. Entsprechend ihrer im Kapitel über Sozialstatistik bekundeten Neigung gibt sie auch hier ihrer Unterdisziplin recht weite Ausmaße. Es handele sich um eine Wissenschaft, welche das Leben der Völker in empirischer Beschreibung, theoretischer Forschung und lenkender Einflußnahme umfasse (S. 397). Mit Recht wird Malthus und der Malthusianismus eingehend behandelt. Wohltuend ist es, daß sich Frau L. an den häufigen törichten Schmähungen des Malthus nicht beteiligt, sondern sehr richtig sagt: „Hierbei zeigt sich ganz allgemein, daß die Vertreter der verschiedenen Auffassungen und Lehrmeinungen in der Interpretation der Malthus'schen Lehre vielfach von Mißverständnissen und Mißdeutungen geleitet werden, die dem wirklichen Erkenntnisgehalt, den aufgestellten Thesen und den daraus abgeleiteten Empfehlungen nicht gerecht werden“ (S. 413). Einer gewissen Ergänzung scheint mir der Satz zu bedürfen, daß Ricardo vorbehaltlos Malthus' Thesen angenommen habe (S. 414). Das ist wohl richtig; aber vielleicht hätte (wenn auch vom Thema etwas abführend) erwähnt werden müssen, daß, wie der Briefwechsel zwischen den Freunden zeigt, Malthus seinerseits mit Ricardos Theorien teilweise nicht einverstanden war. Sehr gut sind die Antithesen in der dogmengeschichtlichen Stellungnahme zu Malthus behandelt. In der recht ausführlichen Darstellung des ewigen Meinungsstreits wird deutlich, wie zumeist nur die Frage des Verhältnisses von Bevölkerungsvermehrung und Nahrungs-spielraum behandelt worden ist, während das eigentlich soziologische Problem: die Beurteilung der Bevölkerungsdichte (rein kulturell, nicht bloß wirtschaftlich) an sich dabei zu kurz kommt.



Es scheint immer, als ob alles in Ordnung wäre, wenn sich die Menschen nur hinreichend ernähren könnten, während, unabhängig davon, die furchtbare Tatsache des Menschengedränges als unbeachtlich beiseite gelassen wird. Auch die sonst so ausführlich schreibende Verfasserin berührt diese Frage nicht.

Unter der Überschrift „Gesellschaftsauffassung des historischen Idealismus“, die der auch schon heimgegangene Karl Muhs behandelt hat, müßte diese geschichtliche Sicht dem historischen Materialismus gegenübergestellt werden, dessen Grundzüge danach Leo Kofler behandelt — also in der Hauptsache hier Hegel, dort Marx. Das ist aber, soweit es sich um den Beitrag von Muhs handelt, nicht der Fall. Von Hegel wird von ihm lediglich gegen Ende des Beitrages nur in einem einzigen Absatze (auf S. 506) gehandelt; darüberhinaus wird er nur ganz selten erwähnt. Tatsächlich gibt Muhs eine knappe Übersicht über die Ideengeschichte der Geschichtsphilosophie, die an Klarheit und Durchsichtigkeit nicht übertroffen werden kann. Sie ist zur Einführung für Anfänger sehr geeignet, zumal für junge Leute, die sich mit der Ideologie des Marxismus und besonders des Stalinismus auseinandersetzen müssen. Die Kritik an Lenin und Stalin gehört zu dem Besten, was man über sie in deutscher Sprache lesen kann. Nicht zur Orientierung über Hegel, sondern zur Vertiefung in die materialistische Geschichtsauffassung und die Kritik an ihr sollte man Muhs lesen. Für ihn ist es im übrigen charakteristisch, daß er eine scharfe Grenze zwischen der aus Willen und Geist gestalteten Gesellschaft und dem Prinzip der Kausalität zieht, dem das Reich der Natur unterliege. Er folgt darin Dilthey, Windelband und Rickert. Mir scheint er darin (aber auch nur darin) zu weit zu gehen. Besonders hervorheben muß man auch, daß Muhs seine ideengeschichtliche Übersicht mit einer Betrachtung über die Motivationsssysteme beschließt. Es handelt sich bei diesem wohl neu geprägten Begriffe um die geschichtliche Folge der hauptsächlichen Motive, die das Handeln der Menschen und Menschengruppen bestimmt haben. Sie werden in egozentrische und altruistische (Muhs sagt auch dafür: aegozentrische) eingeteilt. Er tadelt es, daß es (von Vierkandt und teilweise Oppenheimer abgesehen) im soziologischen Schrifttum an einer zulänglichen und geschlossenen Motivationslehre fehle (S. 499). Mir scheint: jede beziehungsweise wissenschaftliche Betrachtung kehrt die Welt der Motive stark hervor. Ob es angezeigt ist, diesen Bereich gesondert von der Versenkung in die Sphäre des Handelns und der Situationen zu betrachten, ist mir recht zweifelhaft. Die Soziologie wird dann zur Sozialpsychologie.

Über den Beitrag des Polen Leo Kofler, der früher Stanislaw Warynski hieß, mich zu äußern, fällt mir sehr schwer. Gerade nach den klaren Darlegungen von Muhs über den Marxismus gerät man



hier in eine recht dunkle Schicht der Interpretation. Vieles ist mir unverständlich geblieben, und ich sollte deshalb schweigen. Jedenfalls bedürfte es einer sehr ausführlichen Untersuchung, um meine Einwendungen gegen die ganz ungewöhnliche und angreifbare Auffassung dieses seltsamen Marxisten vorzutragen. Ich zitiere als Beispiel folgende Stelle: „Weil der Mensch nach Marx wegen seiner bisherigen wesentlich ökonomischen (materiellen) Bestimmtheit halb Tier, halb Mensch war, ist die bisherige Geschichte als bloße ‚Vorgeschichte‘ der Menschheit zu betrachten. Mit der klassenlosen Gesellschaft beginnt ‚die eigentliche Geschichte‘, in welcher die Gesellschaft Herr ihrer ‚Gesetze‘ wird und der Mensch sich in voller Freiheit entfaltet. Klassenlos ist diese Gesellschaft nicht, weil alle in ihr ungefähr ‚gleich leben‘ — eine solche aus der kapitalistischen Denkweise Marx unterlegte Vorstellung ist ihm fremd — sondern weil der Mensch nicht mehr zum Mittel des Menschen werden kann“ (S. 524). Aus Höflichkeit will ich diese Sätze nicht analysieren. Überbetont wird auch die Verherrlichung der Arbeit durch Marx; sie sei es, die das erzeugt, was wir Gesellschaft nennen. Sie vom biologischen Standpunkte zu betrachten, sei flach-materialistisch. Die Arbeit produziere die Gesellschaftlichkeit. (Läge nicht eine Umkehrung näher: Das gesellschaftliche Leben führt die planmäßige Arbeit herbei?) Auch bei Koblner spielt der jetzt so gern hervorgekehrte Begriff der „Entfremdung“ als Mittelpunkt der Marxschen Ideologie eine Rolle. Es ist seltsam, wie man jetzt oft diesen Begriff stark hervorkehrt, der beim jungen Marx vor seiner Pariser Zeit in der Tat im Mittelpunkte steht, aber später gegenüber der rein ökonomischen Betrachtungsweise verschwindet. (Wenn ich mich nicht sehr irre, kommt das Wort im „Kapital“ gar nicht mehr vor.) Hier zeigt sich ein Generationengegensatz, der zu erheblichen Unklarheiten geführt hat: Vor fünfzig Jahren befaßte man sich fast ausschließlich mit dem Marx des „Kapital“ (besonders mit dem zweiten und dritten Bande); heute ist der junge Marx, der sich mit Feuerbach und anderen auseinandersetzt, und der noch nicht Nationalökonom, sondern Philosoph war, der Gegenstand des Studiums. Daraus ergibt sich ein ganz anderes Bild der Persönlichkeit. Die Darstellung K's. hat mit dem Marxbild meiner Studentenzeit nur noch die Gegenüberstellung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen gemein<sup>7</sup>.

Otto Stammer behandelt „Gesellschaft und Politik“. Sehr eingehend verbreitet er sich zunächst über das Verhältnis der Wissenschaft von der Politik (ich kann unmöglich trotz dem Königsteiner Beschlusse WP sagen) zu den Nachbardisziplinen. Nach einem aus-

<sup>7</sup> Über Koflers Übertreibung in der Auffassung des Menschen als arbeitenden Wesens vgl. Weisser S. 1004 in diesem Handbuche.

gedehnten Jongleur-Spiele entscheidet er sich dahin, daß sie eine spezielle Soziologie sei (S. 557). Während ich mich mit ihm in dieser Hinsicht in voller Übereinstimmung befinde, steht es mit der beziehungsweise wissenschaftlichen Schauweise anders. Er meint: „Desgleichen wird die WP mit dem inhaltsleeren Staatsbegriff der Beziehungslehre wenig erfolgreich arbeiten können, wenn sie über die ‚äußere Ordnung‘ der Abhängigkeitsbeziehungen hinaus etwa versuchen will, das Machtpotential in einem bestimmten staatlichen Gewaltssystem ausfindig zu machen“ (S. 550). Dazu kann ich nur sagen: Das „Machtpotential“ ist ein ausgesprochen beziehungsweise wissenschaftlicher Gegenstand. Und was die Inhaltsleere unseres Staatsbegriffes angeht, so haben mich auch die eingehenden Darlegungen Stammers in der Überzeugung gefestigt, daß ein Staatsbegriff, der die zahllosen Arten und Formen der wirklichen Staaten umfassen soll, inhaltsleer sein muß. Das Operieren mit Worten wie Herrschaftsgefüge, Herrschaftsordnung, Aktionszentrum und ähnlichen scheidet an dem Vorhandensein der quasi-staatlichen Gebilde.

Das ganze Kapitel ist recht gut disponiert; aber einen Punkt muß ich schulmeisterlich monieren: Das Literaturverzeichnis, das weit über dreihundert Büchertitel aufführt, nimmt ebenso wenig wie der Text Notiz von so hervorragenden Autoren der Politik wie Holtzendorff, Roscher, Ratzenhofer. Ich selbst habe mich vor Jahrzehnten bei meiner intensiven Beschäftigung mit der Theorie der Politik gerade an diesen drei Denkern geschult.

## V.

Die zweite Hälfte des Handbuches enthält auf fast 600 Seiten Beiträge von nicht weniger als elf Autoren. Es wird gehandelt von den Gesellungsformen der Tiere, von den Naturvölkern, von den gesellschaftlich-kulturellen Lebensvorgängen, von den Lebensgruppen erster Ordnung, von der Gesamtgliederung und Ordnung der Gesellschaft, von Religion, Erziehung, Recht, Staat, Wirtschaft, Kultur. Welch ein reiches Feld, das ausgezeichnete Autoren bestellen! Ich kann nur einiges herausgreifen, das mir besonders nahe liegt, ohne damit durch Schweigen über andere Beiträge etwa ein Unwerturteil aussprechen zu wollen. Besonders erfreulich ist es, daß endlich die Tiersoziologie in der durch Klarheit ausgezeichneten Arbeit von Hans Peters den gebührenden Platz in der Soziologie gefunden hat. Die höchst einseitige Ablehnung, die sie besonders von Sombart erfahren hat, und die auf der falschen Gleichsetzung von sozial und kulturell beruhte, versperrte einen der Zugänge auch der Menschensoziologie. Ich habe dieser seltsamen Einengung immer widersprochen und bin durch Schriften und Vorträge des Zoologen Remane (den Peters nicht nennt, aber Keiter in seiner Literaturübersicht aufführt) in dieser



Meinung bestärkt worden. Peters' Einteilung scheint mir recht wertvoll, weniger seine Terminologie. Der Sache nach ist die Zweiteilung in soziologische Formenlehre und Sozialethologie sehr brauchbar. Aber es müßte „soziale Formenlehre“ (nicht „soziologische“) heißen. Ethologie für die Verhaltensweisen der Tiere zu sagen, ist zwar eingebürgert; man sollte aber dieses Wort der Charakterkunde der Menschen vorbehalten. Ganz unhaltbar scheint mir die Benennung der beiden Grundformen der Gesellung der Tiere als Gesellschaft und Gemeinschaft zu sein (zumal unter Berufung auf Toennies, S. 616). Eher verwendbar sind die in Klammern beigefügten lateinischen Termini: Societät und Convivium (freilich besser in umgekehrter Bedeutung, als sie Peters gebraucht).

Es ist nicht im entferntesten möglich, von dem Reichtume an Gedanken und Mitteilungen in Keiters Kapitel über die Naturvölker Rechenschaft zu geben. Man erkennt an diesen Ausführungen, wie weit heute die Ethnologie vorangeschritten ist. Schon das große Literaturverzeichnis bekundet es. Keiters vorurteilslose und gewissenhafte Art zeigt sich schon in der Wahl des Namens für den Menschenkreis, der hier behandelt wird. Er nennt ihn die Naturvölker (nicht die Primitiven) und will damit die am wenigsten abwertende Bezeichnung gebrauchen. Er faßt damit die „im wesentlichen schriftlosen und stadtlosen Völker“ zusammen. Sehr abgewogen ist auf allen Seiten die Herausarbeitung des Verbindenden und ebenso des Unterschiedlichen. Alle Aussagen sind durch Mitteilung anschaulichen, auf Beobachtung gestützten Materials gesättigt.

Erfreulicherweise kommt danach nunmehr Keiter zum dritten Male zu Wort. Aber es scheint ein ganz anderer Keiter zu sein, als der Verfasser der „Naturvölker“. Es handelt sich jetzt um einen in der Ontologie wurzelnden, durchaus zur Grundlagenforschung gehörenden Beitrag über „Grundformen gesellschaftlich-kultureller Lebensvorgänge“. Diesmal ist der vorher so anschauliche und aufs Tatsächliche gerichtete Autor sehr theoretisch, ich fürchte, für Anfänger und philosophisch Ungeschulte zu schwer verständlich. Besonders die ersten fünfundzwanzig Seiten verlangen eine intensive Vertiefung ins Grundsätzliche. Der Abschnitt IV (S. 739 ff.) kommt schon in der Überschrift („Mit- und Gegeneinander“) der Beziehungslehre sehr nahe. Es mußte für mich von hohem Werte sein, zu lesen, was K. darüber sagt. Ich hätte in keinem Punkte zu widersprechen; aber ich habe eine ganz andere Darstellungsweise (nicht Schauweise). Bei K. spürt man den Mathematiker, den streng begrifflich denkenden Forscher. Ich würde das, was er vorbringt, viel einfacher und ohne griechisch-lateinische Nomenklatur sagen. Doch ist anzuerkennen, daß hier manches ausgesprochen wird, was die Theorie der zwischenmenschlichen Beziehungen weiterführt. Verteidigen möchte ich mich in einem



Nebenpunkte gegen den Einwand Ks., den er (S. 739) gegen meine Zweiteilung von Zueinander und Auseinander erhebt. Er sagt: „Wie mir scheint, gerät das ‚Gegeneinander‘ dabei in ein Zwielflicht; das ergibt sich daraus, daß in Konflikt stehende Menschen einerseits einander doch zugewendet, andererseits aber durch einen Abgrund und durch gegenseitige Abstoßung getrennt sind. Sie geraten zugleich ‚aneinander‘ und ‚auseinander‘, wie man mit einer volkstümlichen Wendung sagen könnte.“ Das habe ich berücksichtigt und ausgesprochen, daß alle Begriffsscheidungen auf Grund des Abstands nur relativ sind. Leider kann ich nichts mehr über Ks. „Ordnungerscheinungen“ sagen. Es ist fast zu viel, was er vor dem Leser ausschüttet. Man beginnt, sich vor der Soziologie zu fürchten, und kann sich nur damit trösten, daß vieles, was dieser fruchtbare Denker sagt, in die Biologie gehört.

Auch die folgende Studie von O. H. v. d. Gablentz über Lebensgruppen erster Ordnung verlangte eine ausführliche Vertiefung in ihren reichen Inhalt. Sie ist angenehm lesbar in knapper Formulierung geschrieben. Mit dem Ausdrucke „Lebensgruppen erster Ordnung“, der durch den Gebrauch des Wortes „erst“ leicht mißverstanden werden kann und der bei dem Anti-Biologen v. d. Gablentz („Leben“) überraschend ist, sind Cooleys Primary Groups gemeint, die man jedoch nicht als „kleine“ Gruppen bezeichnen darf, da alle Personenverbindungen gemeint sind, bei denen sich die Menschen von Angesicht zu Angesicht kennen, so daß G. auch religiöse Gemeinden einrechnet. In der Hauptsache zählt er Familie und Sippe, Nachbarschaft, Spiel- und andere gesellige Gruppen, Kameradschaften und Kultgemeinden dazu. Zwei Punkte darf ich wohl nicht unerwähnt lassen: G. gehört zu den Kritikern, die meine Sonderung des Beziehungszusammenhangs von den sachlichen Zielsetzungen („Betreffen“) nicht anerkennen; es entstehe ein „entleerter Begriff des Menschen“ (S. 784). Ich will hier meine oft geäußerte Gegenargumentation nicht wiederholen, nur sagen: Wenn man das leugnet, ist Soziologie überflüssig. Nun aber liegt hier bei G. der merkwürdige, aber nicht seltene Fall vor, daß der Kritiker gegen eine Grundauffassung polemisiert, die er bei der Ausführung seines eigenen Vorhabens aufs deutlichste selbst anwendet. Wenige Zeilen nach der erwähnten Bemerkung heißt es bereits: „Gemeinsam ist allen hier zu behandelnden Gruppen die geringe D i s t a n z.“ Also Distanz! Das ist ja der Grundbegriff der Beziehungslehre, der jene Abhebung des Zwischenmenschlichen vom „Betreffe“ möglich macht. In der Tat behandelt der Verfasser seinen Fragenkomplex so, daß er eine Zierde der Beziehungslehre sein könnte. Charakteristisch für G's. übertrieben geisteswissenschaftliche Betrachtungsweise ist seine Ablehnung der Tiersoziologie. Er betrachtet sie als einen auf Analogien beruhenden Ableger der

Menschensoziologie. Ich möchte es aber mit Remane halten, wenn er sagt: „Wir erkennen (aber gleichzeitig), daß diejenigen Sonderentwicklungen des Menschen bisher die größte geschichtliche Wirkung gezeigt haben, die ein biologisches Element in sich aufgenommen haben<sup>8</sup>.“

Der Aufsatz über die Primärgruppen wird verallgemeinert und fortgeführt durch die darauffolgende Studie von F. A. von der Heydte über „Formen der Gesamtgliederung und Ordnung der Gesellschaft“. Er scheint mir als Einführung in die Gebildelehre recht geeignet. Einige Thesen vermag ich nicht anzuerkennen, z. B.: „Gesellschaft ist Ordnung“ (S. 825) oder „Es gibt keine familienlose Gesellschaft“. Der Streit um die Begrenzung der Begriffe Stand und Klasse vermindert sich durch den recht glücklichen Begriff der „Lebensstil-Schichten“, den H. einführt. Aber seine einengende Umgrenzung der Klasse als Kampfverband muß man, scheint mir, ablehnen. Meine Definition des Standes und Berufes (S. 829) möchte ich aufrechterhalten; es zeigt sich immer wieder, daß, wenn man die Vorstellung von diesen Gebilden zu verinnerlichen sucht, man in Verwirrung gerät.

Es würde den Rahmen dieser Inhaltsübersicht über das Handbuch sprengen, wollte ich die folgenden Beiträge über Religion, Erziehung, Recht und Staat hier mit behandeln. Es ist zu viel dazu zu sagen; ich nehme mir vor, es ein andermal zu tun. Aber die beiden letzten Beiträge, Gerhard Weissers 162 Seiten umfassende Abhandlung über „Wirtschaft“ und Franz Zwilgmeyers Essay über „Kultur“ bedürfen doch einiger Anmerkungen: Weissers überaus reiche, vielseitige und tiefdringende Arbeit enthält — das wird niemand bestreiten können, der sich in sie versenkt — so viele neue Gedanken und Anregungen, daß sie auf lange Zeit nachwirken und diskutiert werden wird. Es wäre verwegen, wollte ich nach dem ersten Lesen schon mit meinem Urteile fertig sein. Das Gegebene muß immer wieder durchdacht werden. Mir ist keine andere Arbeit aus den letzten Jahren über die Grundprobleme der Ökonomik bekannt, die so sehr geeignet ist, Theorie und Politik über die wohl nicht zu leugnende gegenwärtige Stockung der Nationalökonomie und ihr Abgleiten in die Mathematik hinauszuführen. Damit ist nicht gesagt, daß man allem zustimmen könnte; die Hauptsache ist: Es wird ein neuer Weg gewiesen.

Weisser behandelt besonders ausführlich die erkenntnistheoretischen Grundlagen. Fachlich sucht er sie in einer geisteswissenschaftlichen Anthropologie; die Lehre von der Wirtschaft ist ihm eine

<sup>8</sup> Vgl. Adolf Remane, Die biologischen Grundlagen des Handelns, Abhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Jhr. 1950, Nr. 18, Mainz 1951.



spezielle Soziologie und , wie er immer wieder betont, nichts anderes sonst. Mit dem ersten Punkte kann ich durchaus einverstanden sein; aber er müßte der „reinen“ Ökonomik daneben Raum gewähren. Doch das lehnt er ab. Er wendet sich gegen jeden „Ökonomismus“. Darin kann ich ihm nicht folgen; ich unterscheide Wirtschaftssoziologie und Wirtschaftstheorie, in der aus dem ökonomischen Prinzip Leitsätze des wirtschaftlichen Handelns abgeleitet werden. Wenn man unter Wirtschaften, wie er und ich es tun, Umgehen mit knappen Gütern versteht (S. 981), muß es eine Lehre vom wirtschaftlichen Verhalten jenseits von aller Soziologie und Politik geben. Diese Spezialprovinz ist, verglichen mit der Wirtschaftssoziologie, wenig umfangreich und kann den mannigfachen tatsächlichen Kräften der Realität nicht gerecht werden. Es ist sehr dankenswert, daß W. uns ein System gibt, das die Fülle der sozialen Elemente zu erfassen sucht, die in der Wirklichkeit von Einfluß sind. Aber man erfährt so nie, worin die Besonderheit des ökonomischen Bereichs liegt. Es ist begreiflich, daß W. den homo oeconomicus für „unmöglich“ hält. Gewiß, er ist kein Mensch von Fleisch und Blut; aber er ist eine unentbehrliche Denkfigur. Der Autor leugnet, daß es eine selbständige Sphäre des Wirtschaftens gibt. Wenn sie sich aber nicht begrifflich isolieren läßt, dann gibt es überhaupt keine Wirtschaftswissenschaft.

W. legt großen Wert auf die Hervorhebung der Grundbegriffe. Auf nicht weniger als zwölf Seiten werden im Kleindruck Definitionen gegeben. Mir will scheinen, daß sich gerade aus diesen Darlegungen ergibt, wie viele Besonderheiten die Sphäre der Wirtschaft gegenüber den anderen Provinzen des sozialen Lebens besitzt. Jedoch ist es wertvoll, daß die soziologische Betrachtungsweise in solcher Eindringlichkeit behandelt wird — so etwa die Theorie der Motive des „wirtschaftlichen Handelns“ (also doch!). Was hier über die Bedeutung der Temperamente und Talente gesagt wird, ist neu und aufschlußreich. Hier zeigt sich, daß in der Tat eine soziologische Betrachtung der Wirtschaft sehr vieles von den Kräften des ökonomischen Lebens, besonders von den seelischen Bewegkräften, auszusagen hat, was nicht aus dem mageren (aber unerläßlichen) ökonomischen Prinzip abgeleitet werden kann. Immer wieder drängt es den Verfasser zu zeigen, daß Wirtschaften sich nicht in der Katallaktik, der Lehre vom Tauschen, erschöpft. Er setzt sich mit dem Begriffe der natürlichen Wirtschaft auseinander, tadelt die Beschränkung auf das Gebiet der bloßen Marktwirtschaft und trennt Morphologie und Aufbaulehre.

In wirtschaftspolitischer Hinsicht wird uns ein Sozialismus gelehrt, der nicht Marxismus ist. Die Hypothese vom Klassenkampfe wird als nicht mehr fruchtbar genug bezeichnet, das heutige Wirtschaftsleben „schlechthin als das Leben einer Klassengesellschaft zu deuten (S. 1062) (Was sagt dazu Herr Kofler?). Aber auch in dem reichsten



Lande der Erde, in den Vereinigten Staaten, sei die Wirtschaftsgesellschaft — wenn auch nicht scharf — noch in Klassen gegliedert (S. 1065).

Das Werk wird beschlossen, durch einen Essay von Franz Z w i l g m e y e r, der kurz „Kultur“ überschrieben ist. Im Anfange konnte ich mich bei ihm beheimatet fühlen; aber er hat den Logiergast nicht lange geduldet. Mir erschien erfreulich, daß er nicht Gesellschaft und Kultur gleichsetzt, sondern nur enge Beziehungen zwischen ihnen feststellt. Es heißt da: „Wenn sie etwas über die Wirklichkeit ‚Kultur‘ aussagt, tut sie es nicht, weil sie die Aufhellung der Wirklichkeit ‚Kultur‘ als ihr Forschungsziel ansieht — der abgezogene Sinnzusammenhang Kultur ist erst recht nicht ihr Forschungsgegenstand —, sondern weil sie durch Betrachtung der Kulturwirklichkeit etwas über das ihr zugehörige gesellschaftliche Sein aussagen will“ (S. 1102). Zw. befreit sich auch von Hegels „objektivem Geist“, läßt aber Hans Freyer gelten. Ich muß mich auch hier zur Ketzerei bekennen, daß, wie auch die bei Zw. gegebene Skizze der Ideengeschichte zeigt, durch eine Vertiefung des Begriffs der Kultur das soziologische Denken nur verwirrt wird. Es wird zu einem Tummelplatze unklarer Spekulationen. Wenn man wenigstens die Trennung von Zivilisation und Kultur festhielte (Zw. tut es nicht). Freilich besteht dabei die terminologische Verwirrung, daß in Deutschland die dem außerdeutschen Wortgebrauche gerade entgegengesetzte Auslegung vorherrscht.

Aufgeatmet habe ich, als ich bei Zw. den Satz las: „Kultur ist zunächst als Inbegriff von Kulturgütern zu nehmen“ (S. 1113). Auch der Erweiterung, die er (nach dem „zunächst“) vornimmt, könnte ich zustimmen, daß auch „die unpersönlichen Objektivgebilde von Zweck- und Wertzusammenhängen, die uns gleichsam in physischer Materie verkörpert sind“, dazu gehören. Freilich zeigen die nun folgenden Ausführungen, daß sich Zw. durch die geistigen Führer, denen er sich anvertraut hat, von einem klaren Realismus ablenken läßt. Jetzt kommen die „Sinngesetzlichkeiten“, und mit ihnen erscheint die Bewölkung des geistigen Horizonts. Ich verstehe unter Kultur alle Verfeinerungen des von Natur Gegebenen, die verbesserten Objekte und die bei ihrer Hervorbringung betätigten inneren und äußeren Kräfte. Doch sollte man bei der Darlegung der geistig-seelischen Kräfte die Bindung an die Objekte nicht aus dem Auge verlieren. Der Zusammenhang der Kulturlehre mit der Soziologie kommt, wie Zw. zeigt, zur Geltung, wenn es sich um den Einfluß der Gesellschaft auf Verbreitung und Wirksamkeit von Kultur handelt.

Im Unterabschnitte: „Wesensformen der Gesellschaft und ihr Verhältnis zur Kultur“ schließt sich Zw. an Scheler und Litt an; er unterscheidet: Vitalgemeinschaft, „Gesellschaft“ (er setzt es selbst in Anführungsstriche) und Personengemeinschaft. (Seine Terminologie er-

scheint mir auch sonst fragwürdig; bei ihm ist z. B. ein Gebilde soviel wie Anstalt und eine Unterkategorie von Gruppe. Zw. nimmt auch keinerlei Notiz von der Beziehungslehre. Sie hätte ihm helfen können, seine klaren Ausgangspunkte beizubehalten.)

Die weiteren Untersuchungen über „Gesellschaftsgefüge und ihre Kultur“, deren großer Ideengehalt nicht verkleinert werden soll, zeigen, daß man unter der Überschrift Kultur alle Fragenkomplexe der ganzen Anthropologie auf- und abrollen kann. Die Ufer- und Systemlosigkeit solcher generellen Kulturlehren bekunden sich hier geradezu beunruhigend. Diese Art Theorie ist der eigentlichen Aufgabe wirklicher Theorie geradezu entgegengesetzt; sie ordnet nicht, sie löst auf.

## VI.

Ein kurzes Wort des Rückblicks: Das Werk ist reich an Gedanken-gehalt. Die zwölfhundert Seiten sind nicht gefüllt mit Tatsachen-material aus beschreibenden Studien von Einzelheiten; es wird nur wenig über statistische Ergebnisse von handwerklichem „Team Work“ berichtet. Wenn man in dem jetzt so häufigen Wuste von „Research“ das „Moderne“ sieht, so muß man dieses Werk als erfreulich un-modern bezeichnen. Es befreit uns von der Befürchtung, unsere Wissenschaft könne im Kleinkrame, den die Holorith-Maschine produziert, untergehen. Es ist Gelehrtenarbeit, emsige, denkende und zum Wesentlichen drängende Gelehrtenarbeit. Es mußte gewiß ein Sammelwerk sein; denn ein so weites Feld der zahlreichen Sozial-wissenschaften kann ein einzelner nicht beherrschen. Aber es ist be-zeichnend, daß entgegen dem heutigen Brauche jede Studie, auch wo sie so weite Gebiete wie Bevölkerungslehre, Sozialanthropologie, Wirt-schaft, umfaßt, immer nur e i n e n Verfasser hat. Das ist gute deutsche Tradition der wissenschaftlichen Arbeit. Vielleicht werden manche finden, daß das Begriffliche zu stark überwiegt. Aber es war hohe Zeit, daß Weisser es ausgesprochen hat: „Die Begriffe sind unent-behrliche Erkenntnisinstrumente . . . Am wenigsten können auf klare Grundbegriffe und ihre eindeutigen Bezeichnungen diejenigen Wissen-schaften verzichten, die die ‚Praxis‘ beraten wollen“ (S. 978).